

Der Eindruck, Gewalt unter Jugendlichen würde immer mehr zunehmen und der Schulhof sei von gefährlichen Jugendbanden dominiert, ist weit verbreitet. Der Amoklauf des Robert Steinhäuser in Erfurt oder die Misshandlung eines Mitschülers in Hildesheim scheinen als Belege für die Gewaltbereitschaft Jugendlicher auszureichen. Ein Grund für diese Entwicklung wird in der Zunahme von Gewaltdarstellungen in den Medien – vor allem im TV – gesehen. Ob und inwieweit diese Vermutung zutrifft, ist umstritten. *tv diskurs* sprach darüber mit Dieter Lenzen, Professor für Erziehungswissenschaft an der Freien Universität Berlin und zugleich deren Präsident. Er glaubt nicht, dass eine Kausalbeziehung zwischen realer Gewalt und ihrer Darstellung in Filmen besteht.

**Nach der Theorie des sozial-kognitiven Lernens, die Albert Bandura aufgestellt hat, lernen Kinder am Modell. Da auch Akteure in Filmen als solche Modelle gelten können, scheint es ganz plausibel, dass junge Zuschauer gezeigte fiktionale Gewalt erlernen und nachmachen.**

Mit Lerntheorien wie der von Bandura können wir heute nicht mehr umstandslos umgehen. Wir müssen vielmehr in Rechnung stellen, dass das Individuum im Erleben seiner Entwicklung eigene Strukturen in neuropsychologischen Prozessen herausbildet. Das heißt, dass jeder seinen eigenen Film dreht bzw. konstruiert. Dieses Refilming, wie wir das nennen, ist abhängig von Lebenserfahrungen. Man kann sich also fragen, ob es bestimmte Faktoren in der Lebensgeschichte von Menschen geben kann, die geeignet sind, einen Film im Sinne einer gewalttätigen Konfliktlösung auch tatsächlich zu refilmen. Denn es ist sicher, dass viele Menschen nicht gewalttätig auf gewalttätige Inhalte reagieren. Sonst würde in unseren Straßen ja Mord und Totschlag

# FILME ENTSTEHEN IM KOPF

VERGLEICHBARE WIRKUNGEN VON GEWALTDARSTELLUNGEN SIND NICHT NACHWEISBAR



herrschen, was bekanntlich nicht der Fall ist. Die meisten betrachten den Film offenbar als etwas anderes. Sie finden ihn unterhaltsam, mögen die Stunts, die Geschichte oder was auch immer. Bei unseren Studien haben wir entdeckt, dass gerade männliche Jugendliche sich nicht auf die Geschichte einlassen. Es geht ihnen eher um die Sportlichkeit oder Machart der Szenen, aber auch darum, sich mit anderen darin zu messen, wer am meisten aushalten kann. Die Betrachtung entsprechender Szenen hat allerdings auch etwas mit der Messung der Fähigkeiten, solche Szenen richtig zu rezipieren, zu tun. Aber Jugendliche vergleichen sich nicht darin, wer entsprechend diesen Filmen am grausamsten Gewalt ausüben kann. Solche Wettbewerbe sind mir zumindest nicht bekannt.

**Aber kann sich in diesem Refilming nicht auch eine Gewalt befürwortende Botschaft ergeben?**

Was wir allenfalls fragen können, ist, ob es Risikogruppen gibt, die aufgrund ihrer Lebensgeschichte unter Umständen geneigt sein könnten, die Filme auf bedenkliche Art im Kopf nachzudrehen. Bedenklich wäre es aber nur dann, wenn dieses Nachdrehen zu Handlungen führt – das ist noch ein Sprung, den man nicht übersehen darf. Wir müssen uns also fragen, ob es empirische Evidenzen dafür gibt, dass jemand, der einen Film sieht, welcher gewalttätige Konfliktlösungen anbietet und diese vielleicht sogar verbal oder durch die Story billigt, in einer ähnlichen Situation genauso verfahren würde wie der Held des Films. Solche empirischen Evidenzen kann es nicht geben. Denn dafür müssten Sie ein Experiment anordnen, das ethisch nicht zu vertreten wäre: Sie müssten Kinder in eine Situation bringen, in der diese so unter Druck geraten, dass sie gewalttätig handeln könnten, und das mit einer Vergleichsgruppe abstimmen, die einen solchen Film nicht gesehen hat. Ich halte es eher für ein kulturwissenschaftlich interessantes Phänomen, dass dieser Gedanke, diese Idee, diese Sorge, Gewaltdarstellungen würden zu Gewalt handlungen führen, seit mindestens 100 Jahren immer wieder auftaucht.

**Eine andere Theorie geht von einem Desensibilisierungseffekt aus. Um Gewaltdarstellungen ertragen zu können, muss der Zuschauer sich daran gewöhnen und seine Gefühle reduzieren. Das hat für ihn den Vorteil, dass er mit seinen Gefühlen besser zurechtkommt, was mit dem Begriff „Gefühlsmanagement“ beschrieben wird. Aber kann das nicht auch dazu führen, dass der Zuschauer Gewalt insgesamt – also auch die in der Realität – besser ertragen kann und sie weniger ablehnt?**

Wenn diese These richtig wäre, hätten wir die Pflicht, sofort die Tagesschau oder ähnliche Formate zu verbieten. Gewalt wird hier in absoluter Authentizität gezeigt und müsste dementsprechend zu Gewalttaten anregen. Das ist nicht der Fall. Denn wir sehen zwar Blut und Tote, aber nicht die Täter. Die Frage ist die: Gibt es eine Filmkonstruktion, die dazu geeignet ist, dass der Betrachter einen Film in seinem Kopf dreht, bei dem er die Rolle des Täters einnimmt?

Was bedeutet das eigentlich: Desensibilisierung? Dass ich im Zweifelsfall nicht gegen Gewalt vorgehe, wenn ich in der Realität damit konfrontiert werde? Gewalt gegen andere oder gegen mich selbst? Ich kenne niemanden, der durch Filme motiviert werden könnte, Gewalt gegen sich selbst zuzulassen. Gewalt gegen andere? – Das ist schwieriger. Dagegen kann man allgemein vorgehen, das tut man auch. Aber erinnern wir uns an den Mann, der in der Berliner Straßenbahn für einen anderen, der bedroht wurde, eingetreten ist und daraufhin erstochen wurde. Wir wollen doch nicht in eine Situation kommen, in der Bürger die Rolle der Polizei übernehmen. Wer gegen Gewalt vorgeht, geht selbst ein Risiko ein. Wir müssen also genau hinschauen, wenn wir von Desensibilisierung sprechen. Meinen wir, der Zuschauer werde gewalttätig, oder er findet, Gewalt sei nicht schlimm, oder er interessiert sich nicht dafür, wenn andere Gewalt erleiden? Unsere Ergebnisse gehen nicht in diese Richtung. Wir haben registriert, dass sich Jugendliche mit den Opfern identifizieren. Das ist bei Mädchen zweifellos stärker der Fall. Bei Jungen ist es aber nicht so, dass sie sich mit den Tätern identifizieren, sondern dass sie aus dem Film

aussteigen und sich beispielsweise für die Machart interessieren.

Medienforschung kann man nicht als Medienwirkungsforschung betreiben, weil letztere von Kausalitäten ausgeht, die kein seriöser Wissenschaftler mehr annimmt. Medienforschung muss als eine Beschreibung von Konstruktionsvorgängen in den neurophysiologischen Strukturen eines Menschen betrieben werden. Und das ist, weiß Gott, komplexer, als man es mit solchen sozialwissenschaftlichen Annahmen wie beispielsweise der Lerntheorie Banduras machen kann.

**Im Jugendschutz bemüht man sich um plausible Differenzierungen, damit Filme hinsichtlich ihres Wirkungsrisikos eingeschätzt werden können. Wir prüfen die Fragen, ob das Risiko der Identifikation mit dem Täter vorhanden ist, ob Gewalt erfolgreich dargestellt wird und ohne negative Folgen für den Täter bleibt. Diese Kriterien gehen zu einem großen Teil auf die von Ihnen geschmähte Lerntheorie zurück. Halten Sie solche Differenzierungen für sinnvoll oder überflüssig?**

Differenzierungen sind auf jeden Fall sinnvoll, weil die Vorgänge so komplex sind, dass man gar nicht differenziert genug an diese Sache herangehen kann. Ob nun diese Differenzierungen des Jugendschutzes sinnvoll sind, ist aber eine andere Frage. Es wird unterstellt, dass sich die Semantik des Films im Refilming des Betrachters eins zu eins widerspiegelt. Dafür gibt es keine Evidenzen. Mehr kann man als empirisch Forscher nicht sagen. Und es spricht auch alles dagegen, wenn wir lernpsychologisch wissen, dass jeder Mensch eine individuelle Wirklichkeit in seinem Kopf erzeugt. Diese Wirklichkeit besteht zu einem Bruchteil aus den Filmen, die er gesehen hat.

### **Welche Faktoren bestimmen das Refilming?**

Viel gravierender als die wahrgenommenen Mediendarstellungen sind die Lebenserfahrungen, die jemand mit seiner Familie macht – mit der Schule, mit dem Arbeitsplatz, mit den Menschen, die er draußen trifft. Dabei ist er oder sie akut gefordert und muss damit umgehen. Es gibt keine seriösen Untersuchungen, die uns veranlassen könnten, einen Zusammenhang zwischen der Betrachtung einer bestimmten Form der Gewalt und der Handlungsweise einer Versuchsperson herzustellen. Unlängst ist ja diese Robinson-Studie gefeiert worden, die – wie amerikanische Studien das häufig tun – epidemiologisch vorgeht und Filmseher mit Nichtfilmsehern in ihrem Gewaltverhalten vergleichend untersucht. Es wurde festgestellt, dass Menschen, die viele gewalthaltige Filme sehen, eher dazu neigen, auch Verhaltensweisen an den Tag zu legen, die andere nicht zeigen. Aber was dabei nicht gemessen wurde, ist, ob die Tatsache des massenhaften Filmbesuchs schon einen Segregationseffekt darstellt. Unterschiedlich sozialisierte Menschen neigen je nach Sozialisation dazu, den einen oder anderen Filmtyp zu betrachten, um alles Mögliche damit zu machen – Angst zu bewältigen oder in einen Wettbewerb zu treten, was auch immer. So kann man also nicht an die Sache herangehen. Wenn wir die Studie seriös interpretieren, könnten wir keine Aussage darüber treffen, ob Filmkonsum zu höherer Gewaltbereitschaft führt. Denn es ist durchaus möglich, dass Menschen, die Gewalt ablehnen, auch weniger an Gewaltdarstellungen in Filmen interessiert sind.

Die Frage, die wir uns stellen müssen, lautet: Gibt es eine Risikogruppe, die in ihrem Wirklichkeitserleben so verfälscht ist, dass sie die Differenz zwischen Fiktion und Realität nicht mehr erkennt? Meine Hypothese ist, dass Kinder, die autistische oder protoautistische Syndrome zeigen, eine Risikogruppe darstellen. Denn bei allen Fällen, die uns bekannt sind – wie beispielsweise der Erfurter Amokläufer oder andere –, bei denen, ob berechtigt oder nicht, nach Gewalttaten vor Gericht gesagt wurde, die Gewalt sei nach der Vorlage von Fernsehgewalt ent-

standen, handelte es sich um Persönlichkeiten, die ein gestörtes Wirklichkeits-erleben aufwiesen. Wenn das so ist, haben wir ein anderes Problem. Daher sollten wir beobachten, inwieweit Medien und Schulerziehung Lehrer dazu befähigen, Kinder zu identifizieren, für die dieses Risiko besteht. Wir müssen diesen Kindern helfen, die Fähigkeit zu trainieren, zwischen Wirklichkeit und Fiktion zu unterscheiden.

**Glaubt man der Presse, so hat die Gewaltbereitschaft an Schulen in den letzten Jahren zugenommen. Gibt es für oder gegen diese Vermutung verlässliche Daten?**

Das ist eine kriminologische Frage. Die Veränderung von kriminellem Verhalten wird an der Zahl der Anzeigen oder der Zahl von Verurteilungen gemessen – und dabei wird auch mit Dunkelziffern operiert. Inwieweit die Zahl der Anzeigen gestiegen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Das kann man aber mühelos beim Innenministerium oder dem Bundesamt für Statistik herausfinden. Bloß würde ein höherer Wert in der Statistik noch nicht bedeuten, dass die Gewaltbereitschaft tatsächlich gestiegen ist. Vielleicht ist nur die Anzeigebereitschaft gestiegen. Ähnlich verhält es sich mit den Verurteilungen. Vielleicht ist diese Zahl gestiegen, weil der öffentliche Druck auf die Richter größer geworden ist. Das ist zu kompliziert, als dass man daraus etwas über die Gewaltausübung ableiten könnte. Zudem ist Gewaltbereitschaft noch einmal etwas anderes. Gewaltbereitschaft bedeutet, dass ein Mensch im Zweifelsfall bereit wäre, Gewalt auszuüben. Aber wie kann man das messen? Kein Mensch, den Sie befragen, würde sagen: „Ja, im Zweifelsfall greife ich zum Baseballschläger.“ Aber lassen wir die kriminologische Seite einmal außen vor. Nehmen wir an, es gäbe ein höheres Maß an – und das nenne ich jetzt bewusst so – sozialer Unordnung, zu der ich Gewaltbereitschaft zählen würde. Da stellte sich die Frage, warum das früher nicht so gewesen wäre. Und dann müssen wir über den Typus von Schule reden, den wir haben. Da ich mit der Studie Bildung neu denken beschäftigt bin, habe ich letzte Woche einen Brief bekommen, in dem sich

Schüler für die Studie bedanken, aber feststellen, dass das Problem ein anderes sei. Sie schreiben: „Unsere Lehrer kommen zu spät zum Unterricht, sie bleiben zu lange in der Pause, sie rauchen, sie sind offenbar nicht vorbereitet, sie sind schlecht gekleidet und sie riechen.“ – Aber Lehrer sind Vorbilder. Das heißt, dass der Lehrer, der ja nicht medial ist, sondern real, eine sehr große Rolle spielt und sehr wichtig ist. Die Kinder können sich die Lehrer auch nicht aussuchen – im Gegensatz zu einem Film. Wir müssen uns also zuerst fragen, ob unsere öffentlichen Einrichtungen so gestaltet sind, dass wir das Gefühl haben, die Lehrer repräsentieren eine Art des sozialen Miteinanders, die uns gefällt.

Die mir bekannten Jugendstudien, zum Beispiel die Shell-Studie, zeigen das Gegenteil von sozialer Unordnung, also eher eine Tendenz zu Innerlichkeit, zu Ordnung, den alten Werten wie Heirat etc. Entsprechend geht es nur um Risikogruppen: Der größte Teil der Jugendlichen ist selbst dann, wenn es einen Kausalzusammenhang zwischen Film- und realer Gewalt gäbe, den man beweisen könnte, nicht gefährdet.

**Woher kommt dann das negative Bild von der Entwicklung der Jugendlichen?**

Da ist zum Beispiel der Generationenkonflikt, der häufig über Medien ausgetragen wird. Auch findet sich der Bedarf zum Anderssein. Wie soll ich mich als Erwachsener in meiner Haut noch wohl fühlen, wenn ich nicht sage: „Die sind aber komisch.“ Das heißt, zur intergenerationellen Identitätsbildung ist das notwendig. Die Älteren kennen sich mit Computerspielen nicht aus. Deshalb diabolisieren sie deren Gebrauch und behaupten, die Jungen spielten nur Counterstrike. Das ist ein wichtiger Aspekt. Und ein anderer ist ein kultureller. Der Grundgedanke unserer christlichen Kultur ist, dass zwischen Gott und den Menschen kein Bild sein darf. Diese Formel ist seit über 2.000 Jahren in das kollektive Bewusstsein eingegraben: Du sollst dir kein Bildnis machen, Gott ist dir unmittelbar. Der Lehrer, der seit dem Mittelalter mit anderen Berufen an die Stelle des Priesters getreten ist, darf Bildnisse nicht zulassen. Das ist die Quelle für unsere Medienaversion. In Japan

beispielsweise kennt man die Abneigung gegen Medien nicht, denn dort hat das Bild eine große Bedeutung und wird geradezu gefördert. Deswegen finden Sie in der Wahrnehmung von Pornographie in Japan ganz andere Verhältnisse. Da hat man nur ein bestimmtes Element, nämlich die Schamhaare, verboten, alles andere ist erlaubt. Außerdem gibt es unglaublich viele Zeichentrickfilme, in denen die wildesten Sachen dargestellt werden, die akrobatisch gar nicht zu bewerkstelligen sind. Das heißt also, es werden Bilder dargestellt, die weit über die Wirklichkeit hinausgehen.

**Es könnte allerdings sein, dass ein Zusammenhang zwischen realer und fiktionaler Darstellung besteht, aber wissenschaftlich nicht nachweisbar ist.**

Als Empiriker können wir immer nur sagen: Es gibt keine Evidenzen. Dem lässt sich aber nicht entgegenhalten, es sei trotzdem so, man könne es nur nicht beweisen. Dann könnte jemand irgendwelche Chimären, z. B. eine kosmische Kraft, erfinden und deren Wirkung behaupten. Man kann ja die wildesten Dinge in Beziehung stellen und kausalisieren. Es gibt Unmengen an Beispielen, wo verschiedene Phänomene rechnerisch korrelieren. Wenn ein Empiriker sagt, es gäbe keine Evidenzen, bedeutet das immer: bis auf weiteres.

**Das heißt, wir können nur auf Verdacht handeln ...**

Wir sagen, wir können Kausalitäten zwar nicht beweisen, doch wenn das Risiko groß genug ist, muss man eben verbieten, einschränken etc. Diese Abwägung geht in den politischen und juristischen Bereich hinein. Die Politiker müssen entscheiden, wie wahrscheinlich es ist, dass so eine Hypothese richtig ist und ob es deswegen gerechtfertigt erscheint, einen schwerwiegenden Eingriff in die Pressefreiheit zu gestalten. So hat der Gesetzgeber das Verfahren über die freiwilligen Selbstkontrollen gefunden. Wir sind in einer unsicheren Situation und verhalten uns dementsprechend mit Näheungsweisen.

**Der frühere niedersächsische Justizminister, Professor Christian Pfeiffer, behauptet, das häufige Schulversagen von männlichen Jugendlichen hinge mit deren Konsum von Horrorfilmen zusammen. Er beruft sich dabei auf den Hirnforscher Professor Gerhard Roth, der herausgefunden hat, dass starke Emotionen den Übergang von Informationen aus dem Kurzzeitgedächtnis ins Langzeitgedächtnis, also das erfolgreiche Lernen, behindern.**

Das stärkste emotionale Ereignis, dem männliche Jugendliche unterliegen, ist nicht selten die völlige Deplatziertheit von schulischen Inhalten und das Verhalten ihrer Lehrer. Das ist durch Horrorfilme kaum zu toppen. Mit anderen Worten: Die deutsche Schule hat unter anderem auch deswegen bei „Pisa“ so schlecht abgeschnitten, weil sie im Grunde eine weibliche Konstruktion ist, das muss man klar sehen. In der Grundschule sind 95 Prozent des Lehrpersonals weiblich. Die Lesebücher sind so aufgebaut, dass sie für Mädchen interessant, für Jungen uninteressant sind. Jungen werden mit Beginn der Grundschule aus dem Schulsystem herausdividiert und mit einer Situation konfrontiert, die sie nicht interessiert. Für das schlechtere Abschneiden von Jungen gibt es Erklärungen, die mit der Frage des Medienkonsums überhaupt nichts zu tun haben. Richtig ist, dass in Brandenburg beispielsweise nur noch 40 Prozent eines Abiturjahrgangs Jungen sind. Das andere darf man aber auch nicht übersehen: Die Jungen überholen die Mädchen dann nach dem Studium. Das beginnt bei

den Studienzeiten, die Mädchen brauchen länger, auch bei den Promotionen. Und bei dem Durchlaufen des Wissenschaftssystems brauchen sie entschieden länger. Und sind später erfolgreich. Mit anderen Worten: Jungen scheinen eine höhere Fähigkeit zu haben, fünf gerade sein zu lassen und wirklichkeitsorientiert durchzustößen. Währenddessen ist die Bereitschaft, sich mit Fiktionalität auseinander zu setzen, bei Mädchen stärker ausgeprägt. Deswegen haben sie auch Aversionen oder Sorgen und fürchten sich öfter. Sie sehen daran, dass mediale Darstellungen auch dazu dienen, Geschlechtsidentität herzustellen. Auch Schule dient dazu, Geschlechtsidentität herzustellen – aber leider eine, die sich gegen das Lernen richtet.

**Neben Gewaltdarstellungen beschäftigt sich die Öffentlichkeit in letzter Zeit mit dem so genannten Ekel-TV. Im Dschungel müssen Prominente Würmer essen, bei Big Brother 15 Personen vor laufender Kamera es ein Jahr lang zusammen aushalten. Sind das nicht auch negative Vorbilder?**

Das ist natürlich sehr kompliziert. Als es in Deutschland noch nicht so viel Fernsehen gab wie seit Einführung des Privatfernsehens, bin ich öfter in den USA gewesen und habe mich immer über die Bereitschaft, gewisse Schamsschwellen zu überschreiten, gewundert – Schwellen, die für uns als kulturell verbürgt galten. Ich will das an einem Beispiel verdeutlichen, das nur auf den ersten Blick nicht dazugehörig erscheint. Ich sah eine Sendung mit Vietnamveteranen, die in der Spätfolge von Agent Orange und Napalmangriffen todkrank waren. Ein alter Soldat und sein Sterben wurden ganz detailliert gezeigt. Da dachte ich: Das ist wirklich eine Überschreitung einer Tabugrenze. Es gibt so etwas wie eine Privatheit der Trauer. Wenn sich das verändert, könnte es sein, dass sich die Unfähigkeit zu trauern erweitert. Das hätte viele Folgen. Also natürlich ist es so, dass das Darstellen von realen Vorgängen einen höheren Wirklichkeitsgrad in der Wahrnehmung hinterlässt, als wenn man Fiktionen betrachtet. Von Dschungel-TV habe ich nur diese eine Szene gesehen, als einem Teilnehmer Käfer

über dem Kopf geleert wurden. Da muss ich den Kontext mitdenken. Hier wird ein Kontext erzeugt, in dem das merkwürdig erscheint, in einem anderen Kontext wäre das normal. Das eigentlich Inkommensurable ist, dass wir Elemente von Wirklichkeit in eine andere Wirklichkeit hineinstellen – dadurch entsteht dieser Schockeffekt. Man kann sich darüber unterhalten, ob das ständige Vermischen von Realitätselementen Folgen hat – das ist übrigens auch im Globalisierungsprozess so –, die wir nicht wollen. Es bedeutet eine Entdifferenzierung von Differenzen. Beim Globalisierungsprozess gilt: In dem Moment, in dem Sie Migration haben, verschwinden Differenzen. Aber – das wissen wir systemtheoretisch nicht genau, es ist allerdings meine Vermutung – es entstehen neue Differenzen, auch bezüglich der Mediendarstellungen. Unser sehr reflexionsfähiges Gehirn ist durchaus in der Lage, nicht nur zwischen Horrorfilm und Nichthorrorfilm, sondern auch zwischen verschiedenen Sorten von Horrorfilmen zu unterscheiden – wie zwischen etwas, das ich mitverantwortete oder das mir widerfährt, also zwischen Dummheit und Schicksal.

Mit anderen Worten: Es gibt so etwas wie eine Evolution. Die führt durch Vermischung von Wirklichkeitselementen zu immer neuen Entdifferenzierungen und Differenzierungen. Selbst wenn es keine Medien gäbe, wäre das so. Also muss man sich überlegen, ob man wirklich gut daran tut, immer alles steuern zu wollen. Schauen wir doch einmal zu, was passiert, bauen wir eine Barriere, bis zu der hin jede Entwicklung in Ordnung wäre. Wenn dann Probleme entstehen, muss man natürlich intervenieren, aber doch nicht immer schon im vorseilenden Gehorsam.

Das Interview führte Joachim von Gottberg.